Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [1]

Artikel: Jochem Steiner
Autor: Roelli, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587545

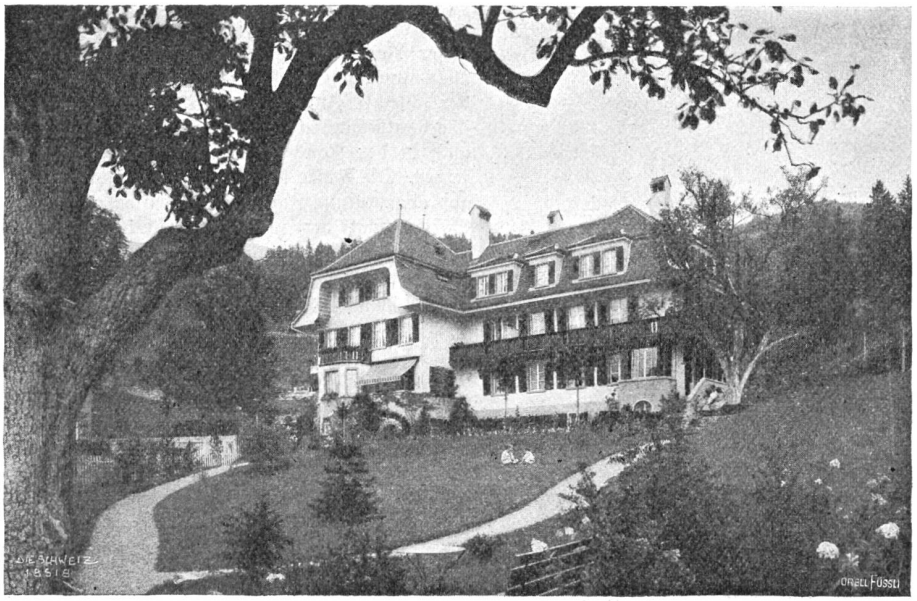
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Alfred Lanzrein, Thun.
(Mitarbeiter: Max Lutz, Thun).

Land- und Ferienhaus de Quervain, Hofstetten bei Thun.
Phot. Franz Henn, Bern.

Ich bin vierundzwanzig Jahre alt geworden. Darum hat mir vor ein paar Tagen des Vetter Steiners Frau Rosen gebracht. Ich schaue die Blumen an. Das Licht gibt ihnen weiche und ruhigleuchtende Farben. Vielleicht haben die sterbenden Rosen Träume und träumen von einem blühenden Leben ...

Ich möchte meine müdgewordenen Tage und Nächte ausnützen. Ich will ein Buch schreiben. Tagebuchblätter und Verse sollen mir helfen, mich zu erinnern. In seinen Worten will ich mein junges drängendes Leben wieder durchleben. Wohl fühle ich Vergangenes nur blaß und traumhaft mit. Und doch kann ich meine heutigen Tage nicht besser ausnützen. Sie werden auferstehen und reich sein können in einem stillen kampflosen Wiedererleben.

Jochem Steiner.

Jochem Steiner.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

Nachdruck verboten.

Wildenmatt, Steinrüti, im Herbst 1911.

Sonntagnacht. Ich zünde die Lampe nicht an. Sterne glühen an den Scheiben. Der Mond hängt schneeweiße Streifen an die Kammerwände. Auf dem Fensterbrett stehen dunkle halbwelke Rosen in schwarzgerändertem Kruge. Ich sehe es gut. Licht streichelt die Rosen. Sie leuchten in samtener Mattheit. Licht streift mein Gesicht. Ich merke, es ist ein kühles müdes Licht.

In meinem Alter fangen die Menschen an, ihr erträumtes Leben zu erkämpfen. Sie fühlen sich dann stark genug dazu. Ich bin nicht mehr stark. Vielleicht war ich zu jung für ein starkes Leben, und ich mag nicht schmiegsam und nachdenklich genug gewesen sein, um stark leben zu können.

1.

Wir kommen vom Kirchgang zurück, der Vater, die alte Rös und ich.

Der Vater weiß sich nicht mehr zu helfen. Er geht in den Stall und streichelt die Kühe. Der Braunkuh reißt er das Maul auf und sagt ganz laut: „So ein Tier, ein Prachtstier ist's!" Er streichelt die Kühe, Galtlinge [1]) und Kälblein. Mit braunen schweren Händen streicht er über die weichen Tierrücken. Immerzu. Friedel, der Knecht, macht sich da und dort zu schaffen. Er will zum Rechten lugen. Aber er tut nichts.

In der Küche schafft die Rös. Sie fegt und kocht und schaut nicht weg. Ich stehe mitten in der Küche. Da fährt die Rös barsch auf: „Geh in die Stube, Bueb, geh, geh!"

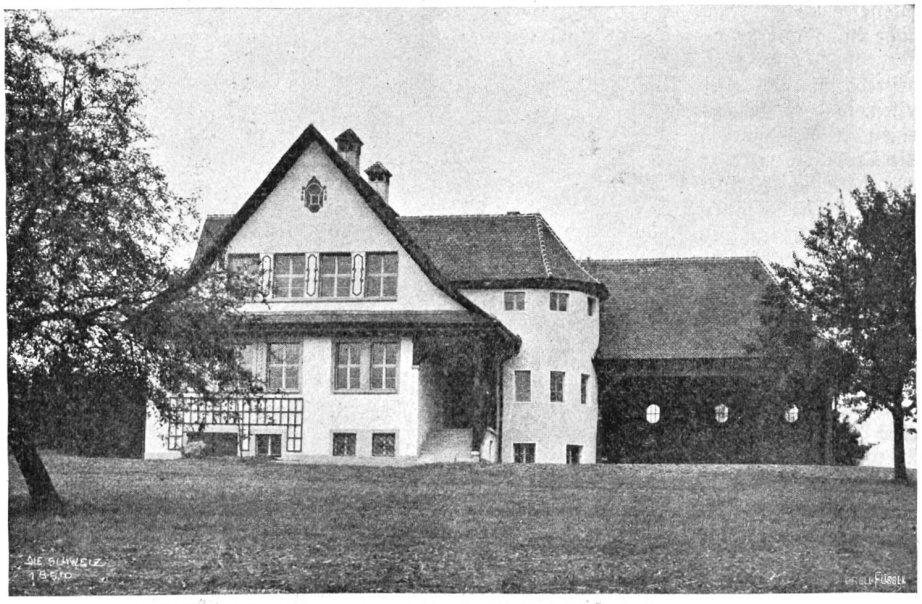
In der Stube ist's traurig. Sie ist leer geworden. Ja, der breite Kachelofen, die beblümelten Vorhänge, die gelben, rissigen Bilder, die Guggeruhr — das alles ist noch da! Und doch...

Auf der Fensterbank zittert ein Sonnenstreifen. Ich will jetzt auf die Bank sitzen und warten. Das Licht rieselt mir über Hals und Rücken. Ich meine, es sei wie eine weiche liebe Hand, die mich streichelt. Und da sage ich ganz leise: „Mutter... Mutter..."

Die Sonne sinkt langsam hinter den Bergen nieder. Das Dämmern füllt die Stube. Ich spüre eine wunderliche Kühle. Ich schließe die Augen. Es ist so still. Ich glaube, daß ich jetzt hören kann, wie das Schweigen atmet...

Ich erinnere mich gut an die Mutter. Sie hatte dunkles Haar und trug es in der Mitte gescheitelt. Die Augen

[1]) Rinder.



Streiff & Schindler, Zürich.

Schulhaus Zollikerberg.

waren sehr groß. Ich meinte immer, sie müßten über irgend etwas staunen. Wenn ich mit der Mutter plauderte, lächelte sie immer. Sie lächelte oft. Nun weiß ich, daß sie stets lächelte, wenn sie leiden mußte. Sie hatte weiße schlanke Hände. Die sah ich am besten, wenn sie am Fenster saß und stickte für die Leute in der Stadt. Die Wildenmatter Frauen haben sonst andere Hände. Sie sind rot und plump und rissig. Im Heuet und Emd half die Mutter immer draußen mit. Trotzdem sind ihre Hände weiß und weich und schön geblieben. Man konnte in ihnen das Blut sehen, wie es durch die Adern lief und ganz leicht glühte...

Maurice Braillard, Genf. **Schulhaus von Myes (Waadt).**

Vorm Haus ist ein Gärtlein. Weiße und rote und blaue Blumen blühten darin. Jetzt sind sie welk. Der Winter kommt bald. Auch wenn es Frühling wäre, dürften die Blumen nicht blühen. Die Mutter ist tot. Ich will nicht, daß die Blumen wieder blühen. Ich werde sie alle ausreißen und zertreten.

Unterm Lindenbaum hatte der Vater einst aus jungen Tannen eine Bank gezimmert. Für die Mutter, wenn sie müde wäre. Ganze Sommerabende saßen wir unter dem Baum. Dann erzählte mir die Mutter von den Bergen und einem weiten schönen Land, das hinter den Felsen liegt. Die Mutter erzählte schön. Ich wurde still und ruhig dabei. Ihre Worte taten mir wildem, trotzigem Buben gut...

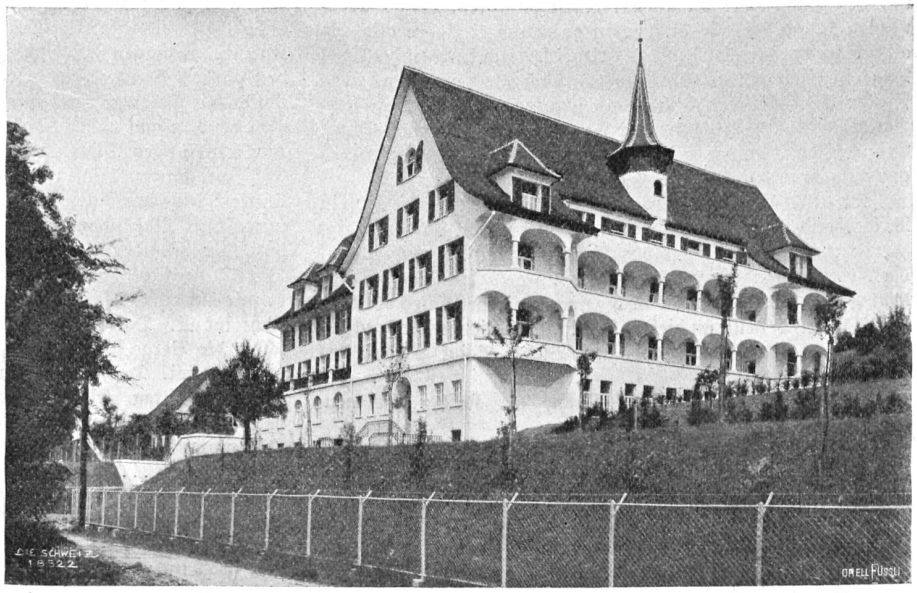
2.

Der erste Schnee flattert nieder und macht die Tage und Nächte weiß. Ueberall ist eine seltsame Helle. Im tiefen Schnee muß viel weißes Licht verborgen sein. Ich gehe heute auf den Friedhof. Alle Gräber sind zugeschneit. Ich weiß nicht, wo die Mutter liegt. Ich finde den Grabstein und die welken Kränze nicht. Ich stapfe langsam durch den hohen Schnee. Ich werde nicht mehr traurig, wenn ich an die Mutter denke. Ich sehe sie vor mir. Sie lächelt und schaut mich mit ihren guten lieben Augen an. Muß ich nicht glücklich sein? Doch, doch. Ich will tapfer weiterleben. Die daheim leben auch weiter. Der Vater schafft viel und ruht wenig. Er spricht wenig. Er sagt meistens zu mir: „Bueb, tu das... Bueb, geh!" Er wiederholt auch immer: „Bueb, die Gurtkuh hat ein Kalb geworfen; es ist ein schönes Kuhkälblein... Du mußt dich darüber freuen — haha — freuen..."

Der Friedel macht die ganze Zeit ein trotziges Gesicht und fängt an zu brummen, das herbe Schaffen tät' ihm bald verleiden. Die Rös ist keine Mutter, aber sie möchte eine sein. Sie sorgt für mich und tut lieb.... Ich gehe jetzt tagelang nicht zur Schule. Der Weg ist weit. Schneewächten haben ihn gesperrt. Ich sitze gewöhnlich in der warmen Stube oder dann draußen im Stall bei dem schönen Kälblein. Das Tierlein hat ein weißes wattenweiches Fell und Augen, die blau schimmern und doch nicht blau sind. Der Herr Lehrer hat uns in der Schule gesagt, daß die Kühe dumme Glotzaugen haben. Ich überlege. Der Herr Lehrer ist kein Bauer, hat keine Kühe und kann es darum auch nicht wissen. So ist es. Ich lache.

Des Nachbar Forrer Uelis Bub ist hie und da bei mir. Er hat ein großes Gewehr zu Weihnachten bekommen — ich eine schwerspannige Armbrust. Nun schießen wir miteinander um die Wette...

Es war eine seltsame Weihnacht. Der Vater war traurig. Der Friedel ging ins Wirtshaus. Die Rös hat mit ihren Händen mir übers Haar gestrichen. Sie hatte den ganzen



Alex v. Senger & Richard v. Muralt, Zürich. **Bethanienheim in Zürich.** Phot. H. u. E. Buchter, Zürich.

Abend Tränen in den Augen. Nächstes Frühjahr komme ich von der Schule fort. Ich muß mit dem Friedel auf die Bodenalp als Handbub [2]). Alt genug sei ich dazu, meint der Vater, auch stark genug. Er könne nicht mehr mit ansehen, wie ich in Stall und Haus herumhocke ...

Die Tage werden länger. Der Bergschnee schmilzt rasch, die Matten grünen. Blumen beginnen zu leuchten. Ich will die jungen schwachen Pflänzlein im Garten nicht ausreißen. Ich mag ihnen nicht weh tun.

Der Frühling kommt. Alles freut sich auf ein reiches Leben. Die Sonne macht hell und warm. Der Vater atmet auf. Der Friedel lockt die Tiere mit lauter Stimme, wenn sie schwerfällig von der Tränke kommen. Im Winter hat er ihnen nur gepfiffen. Die Rös ordnet die Blumenbeete und steckt wieder Samen in die schwarze, noch schneefeuchte Erde. Sie ist ganz feierlich anzusehen, wenn sie im Garten schafft. Einmal hat sie zu mir gesagt: „Bueb, wenn ich tot bin, mußt du für den Garten sorgen. Im Garten müssen immer Blumen sein. Dann sehen die Leute nicht ins Haus hinein. Und das ist besser so."

Ich helfe der Rös gerne. Sie ist auch schon alt und keucht so schwer, wenn sie sich bücken muß. Der Frühling ist da. Ich mag das Keuchen und Schweratmen nicht hören. Ich jauchze.

Der Friedel lacht. „So ist's recht, Bueb, noch eins!"

Ich jauchze. Der Friedel hilft mit. „Buuus ... ho-ho-ho-ho ..." An den Felsen hallt's wider wie von Gewehrschüssen.

„Rös, Rös, du mußt auch mithelfen!"

Die Rös stellt sich grad auf und schimpft: „Still doch! Was werden die Leute denken! Das schickt sich nicht, wenn noch vor kaum einem halben Jahr ein Totes im Hause lag!"

Der Friedel brummt und schleicht sich weg. Ich sage nichts. Ich gehe rasch über die Matten. Und es ist nicht Trotz, wenn ich weiß, daß ich doch jauchzen darf. Die Mutter hat es mich ja selbst gelehrt. Und sie hat oft genug gesagt: „Das muß ein rechter Bauernbub können!"

3.

10. Juni.

Der Tag ist noch frisch und dämmrig. Auf den östlichen Bergen brennt ein goldenes Feuer. Das Feuer breitet sich nicht auf die Täler aus. Es brennt nur auf den höchsten Bergspitzen, aber doch mächtig genug, um ganze Berge glühend zu machen. Der Tag wird schön sein. Er soll es sein. Wir fahren heute in die Alp.

Der Friedel hängt der Gurtkuh die große schwere Glocke um den Hals. Die Glocke hat einen dumpfen, etwas abgenützten Klang. Sie ist auch schon gut hundert Jahre alt. So alt wie unser Haus selbst. Der Friedel hat sich für den heutigen Tag ein Gewand aus braunem Guttuch machen lassen. Und Forrer Uelis Babe hat ihm ans scharlachrote Brusttuch sechzehn Silberknöpfe genäht. Der Friedel hat einen argen Stolz. Er merkt, daß ihm der weiße Kragen und das weiße steife Hemd gut zum braunen Gesichte stehen.

Die Rös hat mir an den neuen gelben „Schlüüfer" [3]) ein Trauerband geheftet. Wegen der Mutter. Da ist der Vater zornig geworden. Er hat das Band weggerissen und ist auf die Rös zugegangen und hat recht wild gesagt: „Möchtest mit dem Fetzen da den Leuten noch zeigen, was der Bueb verloren hat, hä? Und heut an diesem Tag! Da soll jeder nur jauchzen und saufen und Freud' haben am Vieh! Beim Strohl, das fehlte noch!"

„Buuus ho-o-o-o ... Verflucht, die Kälber springen davon! He, Bueb, paß auf!"

Fluchend rennt der Friedel den Tieren nach, um sie wieder einzufangen.

„He, Bueb, gib acht, bubuuus — oh — ho ho ho!"

Die Gurtkuh trampt voran. Die große Halsschelle lärmt immerzu. Ich gehe vorn. Der Friedel ist zuhinterst und hat acht und treibt die Kühe nach. Die Kälblein gehen in der Mitte, damit sie sich nicht verlieren. Die Berge glühen nicht mehr. Die Sonne ist längst aufgestiegen. Die Luft ist blau und warm. Die Talstraße ist weiß vom dicken Staube.

Langsam ziehen wir bergan. Tal und Dorf sinken immer tiefer hinab. Ein ganz feiner Schleier legt sich in die Luft hinein.

„Buuus! Tu 's Gatter auf!"

Der Friedel schreit, so laut er kann. Die Braunkuh hat einen schweren Leib. Sie will sich nicht durch den Gatter zwängen. Der Friedel flucht. Die hintern Kühe stoßen sich und trotten seitab in fremde Matten hinein. Ich tue mein Möglichstes, schlage mit dem Stecken auf die bockigen Tiere los und locke und fluche wacker. Schließlich gibt's wieder Ordnung und Ruhe. Wir steigen zur Bodenalp empor.

Es ist eine gute Weide. Das Gras wächst da allerdings nicht sehr hoch, auch ist es nicht sonderlich dicht gedrängt. Dafür ist es kräftig und saftig und wohlriechend. Und das ist ein Hauptding für eine fette ausgiebige Milch. Die beiden Hütten sind klein und niedrig. Zu wenig Platz ist da. Das merkt man am besten beim Melken. Die Tiere erdrücken einen fast. Der Großvater hatte die Hütten für einen kleinern Viehstand erbaut. Der Vater hat dann neue Kalberkühe gekauft, und nun ist es halt ein recht unschönes Gedränge und Stoßen in den Ställen.

Auf der Bodenalp ist es schön. Von zwei Seiten schließen große schwere Felsberge die Matten ein. Der größte von ihnen ist der Wildberg. Vornzu hängen die Matten frei ins Tal hinunter. Da und dort stehen Tannen. Es sind alte, starke Bäume, die sich in ihrem Leben an Stürme gewöhnen mußten.

Tagsüber muß ich das Vieh hüten. Ich liege stundenlang im Grase. Wenn es zu warm wird, lege ich mich unter eine großästige Tanne und luge zwischen den Zweigen hindurch auf die Berge. Die Tanne ist eigentlich gebaut wie ein Haus. Sie hat Giebelkämmerchen und unten am Boden eine große dunkle Stube. Sonne und Berge und Wolken sehen durch die vielen kleinen Fensterlein in die dunkle Stube herein.

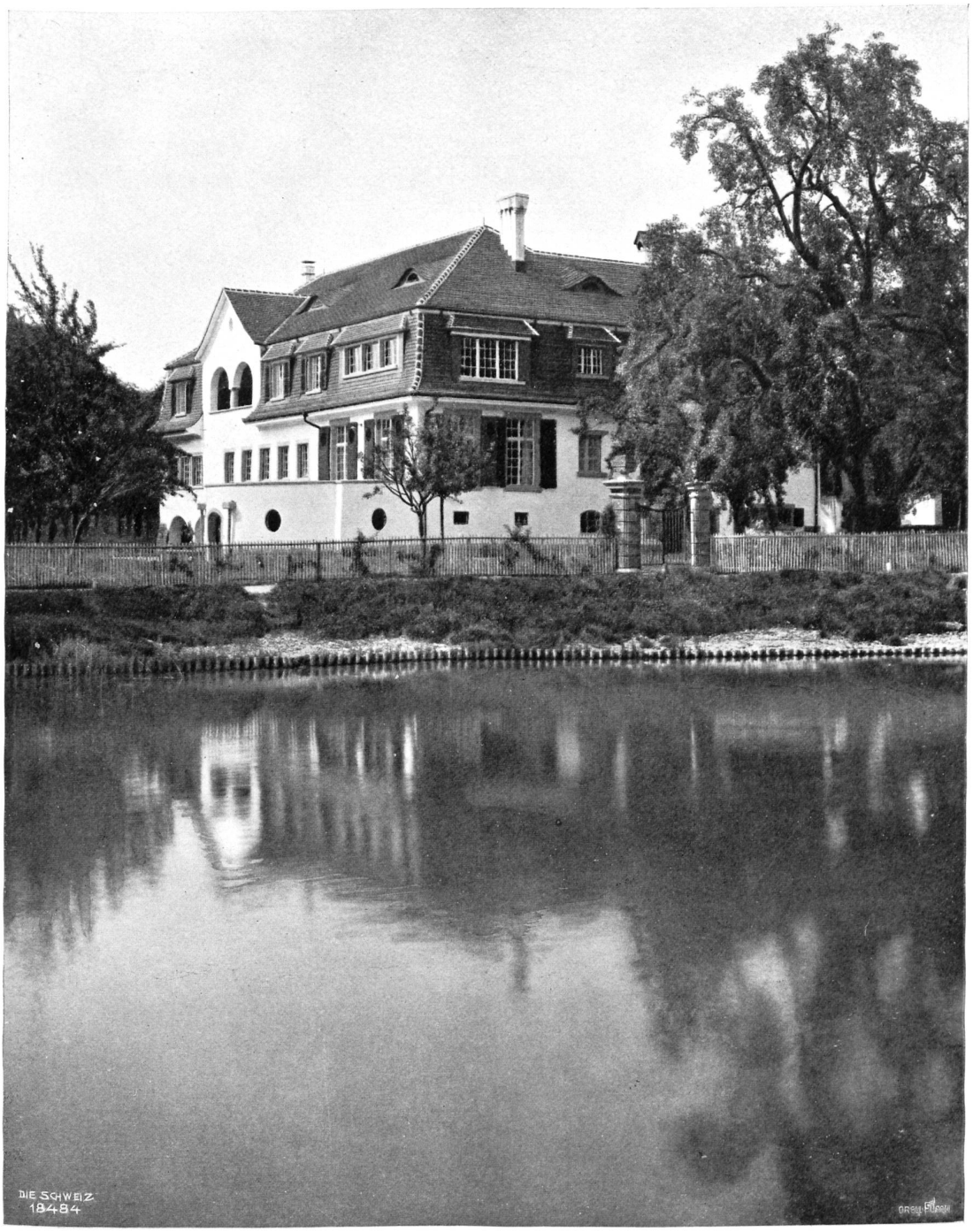
Ich hab' dem Friedel erzählt, daß ich unter der Tanne eine eigene Stube habe und daß ich da die Welt in schöneren Farben sehen könne als von freigelegenen Matten aus. Zuerst hat mich der Friedel nicht recht verstanden; dann hat er gemeint, daß es gescheiter wäre, besser aufs Vieh achtzugeben. Am Berganschauen habe sich noch keiner sattgefressen. Ich mache mir nicht viel aus solchen Worten. Ich habe die Berge doch lieb.

Alle zwei Tage trage ich die Milch ins Dorf. Die daheim haben jetzt viel Arbeit. Es ist Heuet. Der Vater hat vier Knechte gedungen und schafft draußen mit. Die Rös hat den ganzen Haushalt zu besorgen. Sie schaut müd aus. Der Vater hat ihr zwar eine junge Magd zur Seite stellen wollen, aber die Rös will nicht: „Solange ich noch schaffen kann, braucht mir kein junges Ding auszuhelfen!"

Im Garten blühen Blumen. Ein ganzes Leuchten und Duften geht von ihnen aus. Es wundert mich, daß die Bank unter dem Lindenbaum noch da ist. Der Vater hat doch gesagt, der Plunder müsse fort, er tauge zu nichts mehr. Die Bank ist noch da. Ich schaue in den Tag hinaus. Und da kommt es mir auf einmal so in den Sinn, daß vielleicht die Mutter gar nicht tot ist. Der Himmel ist so blau, die Blumen blühen so schön, die Berge sind so klar, so nah — vielleicht ist die Mutter gar nicht tot. Doch nein, ich weiß es noch zu gut. Es war an einem Herbsttag. Ein kühler Wind trieb Nebelwolken das Tal herauf. Vom Lindenbaum flatterte Blatt um Blatt. In der Nebenkammer waren wir alle, auch der Friedel — und die Mutter starb ...

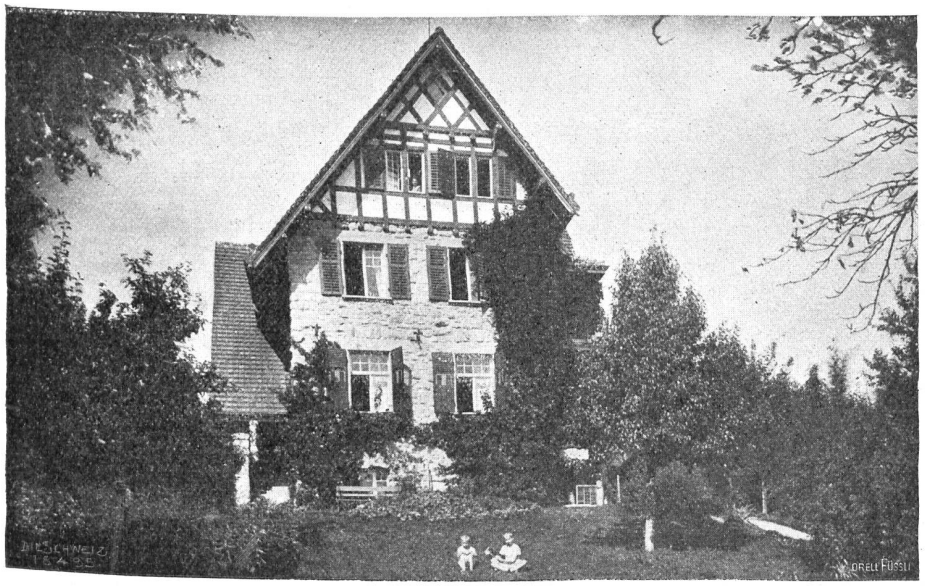
In der Nebenkammer hängt jetzt ein großes Bild. Es zeigt die Mutter in dem einfachen schwarzen Gewand, das sie am Sonntag trug. Das Gesicht ist schmal und bleich, die Augen sind groß und dunkel. Ich löse das Bild von der Wand und

[2]) Hilfsknecht.
[3]) kurzer Sennenkittel.



Pfleghard & Haefeli, Zürich.

Haus „Sunneschy“ in Stäfa.
Südansicht.



Th. Oberländer-Rittershaus, Zürich. **Haus von Stadtrat Dr. Boßhardt,** Krähbühlstraße, Zürich IV.

trage es zum Fenster. Ich denke, der Sonnenschein und das Leuchten der Blumen werden ihm wohltun. Aber das Gesicht der Mutter bleibt blaß.

Ich bin traurig. Ich sitze in der Stube auf der Fensterbank.

„Bueb — Jochem!"

Die Rös ruft es laut. Als sie mich in der Stube sitzen sieht, sagt sie ganz leis und weich, als ob sie wüßte, daß ich traurig bin: „Du solltest jetzt gehen, Jochem, sonst wird's spät! Du solltest dem Friedel beim Melken doch aushelfen!"

„Ich gehe schon, Rös; aber — du mußt mir etwas zulieb tun! Weißt du, an Weihnachten bist du mir mit den Händen so übers Haar gefahren ... Tu das wieder!"

Die Rös sagt kein Wort. Ihre Hände zittern und streicheln mich leise.

Zwei Wegstunden sind's zur Alp. Ich steige langsam bergan. Die Sonne geht hinter den Firstbergen nieder. Die blauen kühlen Schatten mehren sich. Sie legen sich über die Berge und über das Tal hin. Eine Glocke klingt gedämpft. Im Westen schimmert der Himmel wie reines Gold. Der letzte Postwagen fährt die Straße hinunter. Er fährt lautlos, wie auf Samt. Ich bin schon zu hoch oben, um Gerassel oder Lärm zu hören. Es wird kühler, und die Einsamkeit wird groß. Ich ziehe den Hut ab und halte den Kopf recht hoch. Niemand sieht, daß ich stolz bin. Auf meine Heimat, weil sie so schön ist ...

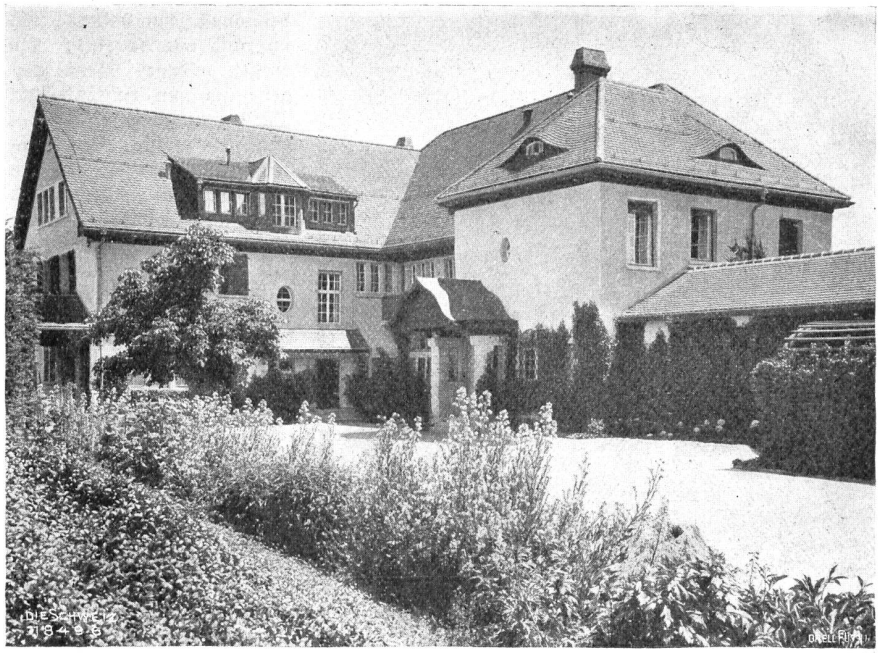
4.

Wir sind mit dem Vieh in die hintere Alp gezogen. Die vordern Matten sind abgeweidet und geben kein Futter mehr. Die Wildenalp ist einsam und rauh. Die Felsen sind hier so groß und nah, daß man meint, sie müßten über einem zusammenfallen. In einer Augustnacht, als der Friedel längst schon schlief, schlich ich mich aus der Hütte. Ein großer goldener Stern spiegelte sich im Hüttenfenster. Da dachte ich mir, daß es schön sein müßte, in der klaren Nacht über die Matten zu gehen. Ein kühler Wind wehte über das Gras. Sterne glühten im Himmelsgrund. Die Felsen waren reglos. Ihre glatten Wände glänzten. Ritzen und Höhlen waren mit schwarzen Schatten ausgefüllt... Ich horchte auf. Seltsame Töne klangen von den Felsen her. Sie klangen in gleichmäßigem Takt in die Nacht hinaus. Ich stand auf den Matten still und schaute nach den Felsen, aus denen die Töne sprangen. Ich wollte wissen, warum die Berge klingen. Ich dachte nach. Da hörte ich mein Herz schlagen und mußte laut auflachen. Die Berge haben Herzen, die man in stillen Nächten schlagen hört. Die Berge haben Herzen, und darum leben sie. Der Friedel würde mich für hintersinnet halten, wenn ich ihm davon etwas sagen würde. Oder er würde behaupten, daß ich das Rauschen der Bergnächte gehört habe. Darum schweige ich lieber. Aber ich möchte doch gerne einem Menschen davon sagen. Ich will zu Halters Leni gehen.

Sie ist am Hang daheim. Man muß Mitleid mit ihr haben. Vor zwanzig Jahren hat der Schlag ihren Rücken gelähmt. Nun liegt sie seit der Zeit im Bett und kann nicht mehr aufstehen. Die Mutter war oft bei ihr. Die Leni könne lieb reden, sagte sie dann. Sie habe so etwas Starkes und Gutes in den Augen. Es sei verwunderlich, wie tapfer die kranke Frau ihr Schicksal tragen könne. Von ihr sollten Gesunde lernen. Die Mutter hat recht. Ich habe die Leni nie traurig gesehen. Sie freut sich, wenn ich zu ihr komme.

Die Leute am Hang haben ihr vornaus eine kleine niedrige

Adolf Gaudy, Rorschach. **Landhaus Kälin in Rorschach.** Phot. Hausammann, Heiden.



Pfleghard & Haefeli, Zürich. **Haus A. Bühler in Uzwil** (Hofseite). Phot. Schmidt, St. Gallen.

Kammer eingerichtet. Das Bett ist ans Fenster gerückt worden. Das hat die Leni so wollen, damit sie die Berge, den Talstrich und die Sonne sehen könnte. Auf dem Fenstersims blühen feuerrote Geranien. An den Kammerwänden hängen keine Bilder. Dafür rankt sich ein Efeustock am Holzwerk empor.

In großen und kleinen Töpfen stehen frische Blumensträuße. D' Leni hat Blumen gerne. Sie kann mit ihnen reden wie mit Menschen. Und sie sagt, daß die Blumen ihr antworten. Nur hätten sie eine feine leise Sprache, die nicht jeder verstehen könnte.

5.

Es ist ein rauher Sonntag. Der Friedel und ich sitzen am Herdfeuer und wärmen uns. Im Stall nebenan rasseln die Halsketten der Tiere.

„Bueb, machs vordere Fenster besser zu! Und dann kannst Schmalz[4]) machen!"

Draußen jammert der Wind. Regen schlägt auf das breite Schindeldach der Hütte. Ganze Schneeschwärme tanzen zwischen hinein. Der Friedel kocht Schottenmilch, und ich drehe das Ankenfaß [4]).

Ich war bei der Leni. Ich habe ihr das von den Bergen erzählt. Sie hat dazu genickt und gesagt: „Ja, ich versteh dich schon, Bueb, wie du es meinst. Es mag schon so sein!"

Dann hat sie mir ein Gedicht gezeigt, das auch von dem Rauschen der Bergnächte spricht.

Sie hat mir das Buch mit den Versen zum Lesen mitgegeben. Ich lese gerne darin; aber ich muß es heimlich tun. Wenn der Friedel es wüßte, würde er es dem Vater sagen. Der Vater haßt die Bücher. Sie machen wirr und verdrehen einem den Kopf, sagt er. Ein paar Verse kenne ich auswendig. Ich sage sie ganz leise vor mich hin:

Goldne Berge sind es, die tief blenden.
Müde Wolken, die nicht weiterkönnen,
Schmiegen sich an harten Felsenwänden
Fest, um endlich Ruhe sich zu gönnen.
Alles Leuchten sinkt auf Täler nieder,
Weil es Glockenlieder sich erflehten.
Ahnend knieen alle Menschen nieder —
Gott will, daß wir um das Leuchten beten ...

„Bueb, beim Tonnder, glaubst, es geb' Schmalz beim bloßen Maulaufsperren!" Der Friedel fährt auf und flucht; denn über dem Nachsinnen hatte ich vergessen, das Ankenfaß zu drehen.

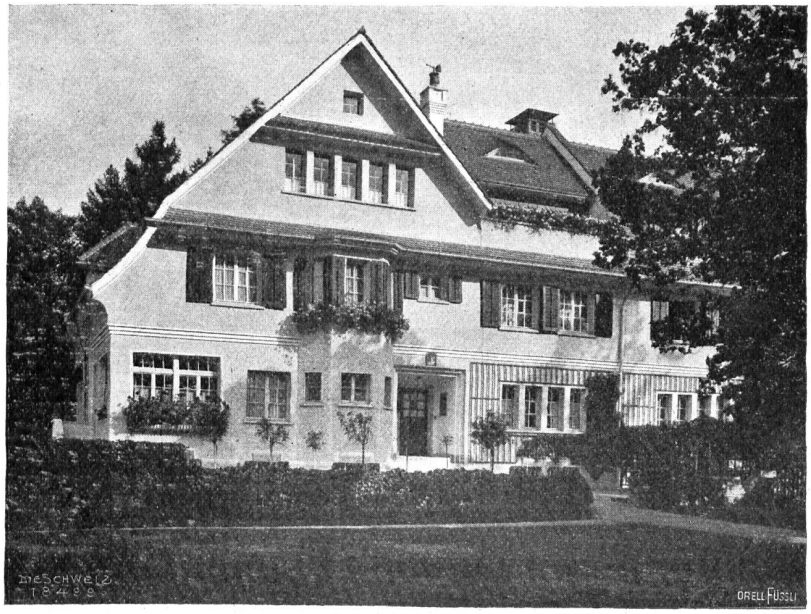
„He, gib her, ich will's machen!"

Der Friedel ist zornig. Ich sage kein Wort. Ich schaue ihm zu. Der rote Schein des Herdfeuers zuckt über sein Gesicht. Das Haar hängt ihm wild über die Stirne herunter. In den Augen liegt Trotz. Die Unterlippe ist dick. Er beißt mit den Zähnen auf sie los. Das tut er immer, wenn er zornig ist. Das Geäder am rechten Arm ist aufgeschwollen vom anhaltenden Faßdrehen. Der Arm ist braun, und das Geäder schimmert blau heraus ...

Fast einen Monat lang haben wir ununterbrochen klares und sonniges Wetter. Das meiste Emdgras ist schon gemäht. Vor drei Tagen kehrten wir von der untern Alp zurück. Sobald das Herbstgras wieder etwas nachgewachsen ist, wird das Vieh ausgelassen und abwechslungsweise auf die fünf großen Matten getrieben, die uns gehören. Ich habe Freude am Bauern, aber das Herumträumen und Sinnieren kann ich auch nicht lassen. Ich gehe viel zur Leni. Sie zeigt mir ihre Blumen und Bücher.

Einmal bin ich an einem Frühmorgen zu ihr gegangen. Dann haben wir

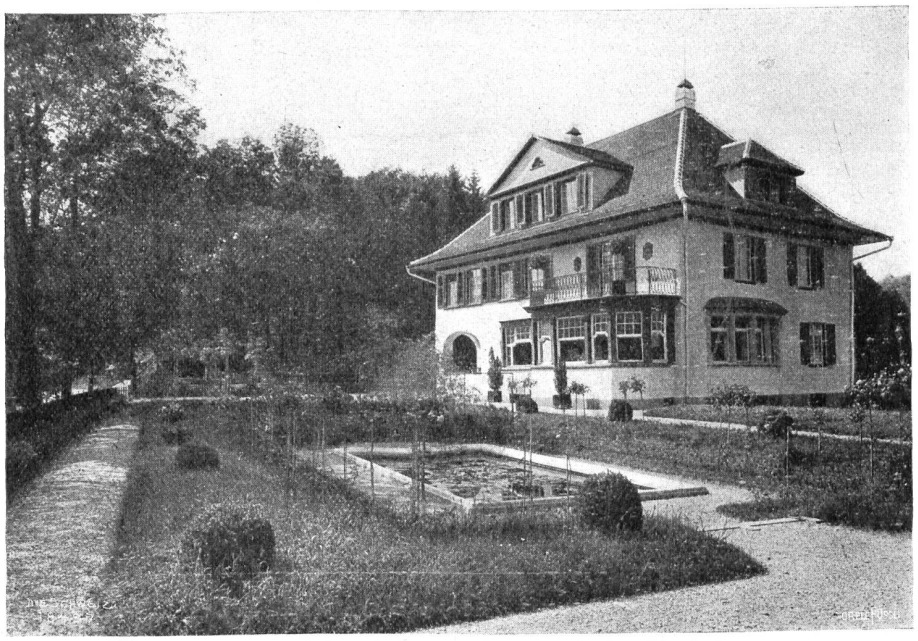
[4]) Butter, Butterfaß.



Rittmeyer & Furrer, Winterthur. **Haus Rittmeyer, Seidenstraße Winterthur** (v. S.-O.). Phot. Hermann Linck, Winterthur.

miteinander auf den Sonnenaufgang gewartet. Ein dunkler Wald stand schattenhalb. Da fingen die Tannenspitzen plötzlich zu brennen an. Ein leuchtender Streifen zog sich schließlich über den ganzen Wald hin. Die Sonne stieg auf. Wir mußten die Augen schließen. Das Licht blendete. Ein großes Leuchten füllte das Tal. In der Kammer lagen lustig geformte glänzende Bänder und Tüchlein herum ...

Ich bringe der kranken Leni oft Blumen aus unserm Garten. Ich weiß, daß ich ihr damit Freude mache. Ich habe Mitleid mit ihr. Sie tut zwar nicht traurig; aber sie kann nicht lachen oder singen. Sie kann nur lächeln. Es ist bei ihr zur Gewohnheit geworden. Vielleicht will sie vor den Leuten, die zu ihr kommen, verbergen, daß sie traurig ist. Ich habe sie darum gefragt. Sie hat mir die Hände mit ihren dünnen Fingern gestreichelt und mir gesagt: „Bueb, du weißt viel ..."



Pfleghard & Haefeli, Zürich. Haus Dr. Frischknecht in Sittertobel bei St. Gallen.

Es ist seltsam. Die Leni ist stark. Und doch sagen die Wildenmatter: „Sie ist ein schwaches elendes Weib!" Das, was man Seele nennt, ist bei der Leni stark ...

In der freien Zeit lese ich daheim die Bücher der Leni. Der Vater weiß es, aber er sagt nicht viel dazu. Es sei ein halbes Ding mit mir. Zum Studieren brauche es doch mehr als nur Bücherlesen; zum Bauern zeige ich auch wieder keine große Lust. Die Rös nimmt mich in Schutz. Es ist nicht gut. Das reizt den Vater und macht ihn zornig.

6.

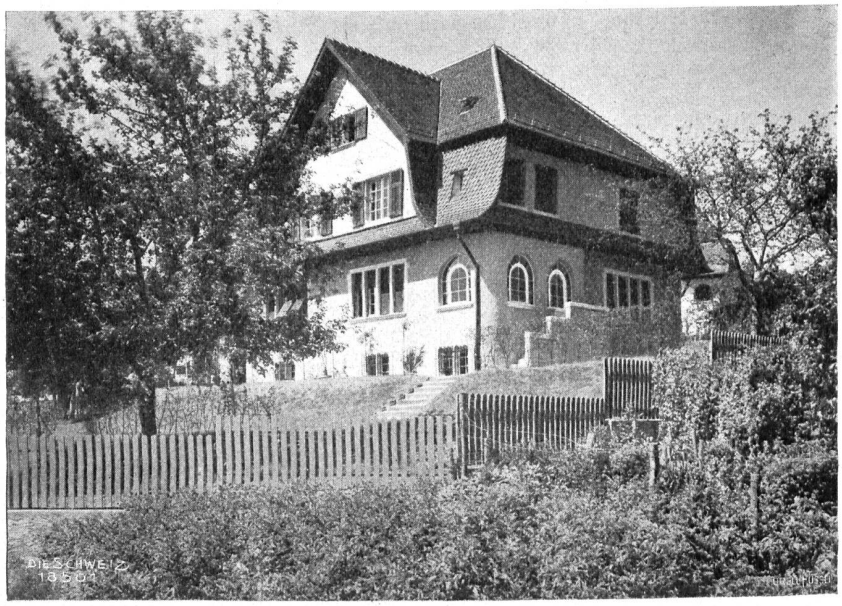
Es ist heute ein recht düsterer Tag. Das Tal herauf treiben schwere Wetterwolken. Es hat im diesjährigen Sommer wenig gewettert. Ein tüchtiger Regen wird dem harten trockenen Boden gut tun. Ich stehe am Gadenfenster und schaue den Wolken zu. Sie wachsen stetig und hängen sich an die Rücken der Berge. Das Tal ist von einer wunderlich eintönigen Farbe. Alles Leben wagt kaum mehr zu atmen. Die Straße ist weiß. Sie blinkt wie ein Lichtstreifen, der grad und furchtlos in die Wolkenwand rennt, aber doch zu schwach ist, um sie durchbrechen zu können. Ein Blitz fährt seitwärts in die Berge. Augenblicke lang brennt das ganze Tal. Der Donner folgt rasch nach. Sein Krachen hallt wider an den Felsen — voller und länger als der lauteste Jauchzer. Die ersten Regentropfen fallen lautlos ins Gras. Nur die Tropfen, die auf die Dächer fallen, klopfen gewichtig... Der Regen strömt! Ja, wenn einer zu jung, zu wild, zu trotzig ist, soll er mit bloßem Leib gegen Wind und Wetter laufen. Das wird gut sein, um ruhig und geschmeidig zu werden, denke ich mir...

Ich gehe ins Haus zurück. Die Rös sitzt in der Stube und stickt. Wie einst die Mutter. Und auch für die Leute in der Stadt. Ich setze mich auf die Ofenbank und schaue dem Wettern zu. Ich denke nichts dabei. Ich habe keine Wünsche und darum keine Worte. Es ist heimelig in der Stube — und still. Die Uhr ticktackt. Daß auf der Fensterbank die Rös sitzt und nicht die Mutter — daran habe ich mich längst gewöhnt. Ich höre, wie die alte Rös atmet. Etwas schwer und unregelmäßig, gar nicht ruhig. Vielleicht wird sie bald sterben. Es würde mich nicht wundern...

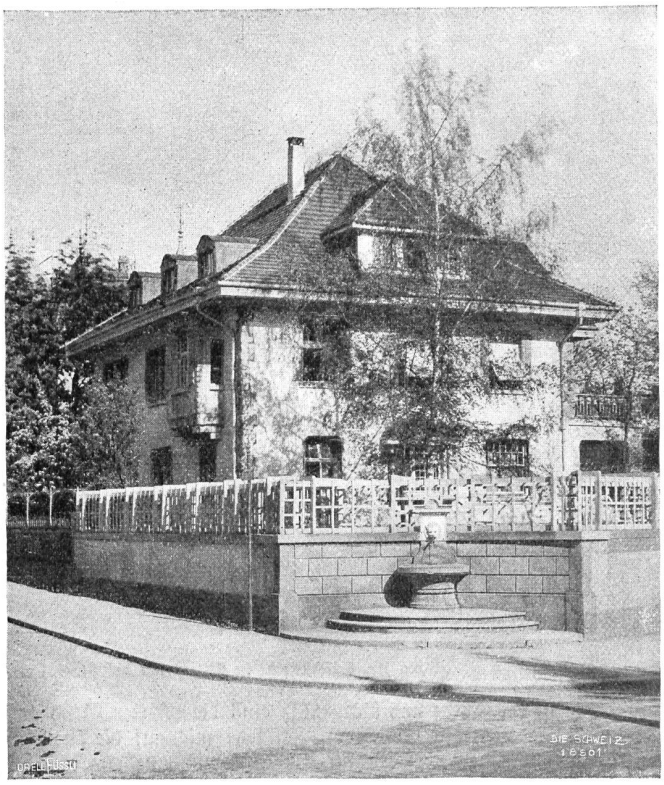
„Bueb, was denkst?"

Die Rös schaut auf. Ich lüge und sage: „Ja, weißt, ich freu' mich, daß du noch so schaffen kannst!"

„Ja, ja, es geht noch; aber man spürt doch das Altsein, es ist nicht mehr wie früher!" Und sie seufzt ein wenig dazu und stickt weiter.



Armin-Witmer-Karrer, Zürich. Haus J. Bär, Schneckenmannstraße Zürich V.
Phot. Ph. & E. Link, Zürich.



Bischoff & Weideli, Zürich. **Villa Küpfer, Bellerivestraße, Zürich V.**

An der hinteren Stubenwand hängt ein Bild. Es zeigt einen alten Mann, der vor einem Muttergottesbild kniet und auf einer Geige spielt. Der Wanderstecken und ein Bündel liegen vor ihm am Wege. Im Hintergrund ist ein goldiggelber Himmel, der ferne weiche Berge in seinem Leuchten fast zergehen läßt. Das Bild heißt: „Ave Maria". Ich könnte vor dem Bilde niederfallen und beten. Ich weiß nicht warum. Ich kann es nicht sagen...

Der Vater kommt von der Gemeindeversammlung zurück. Sein Gesicht ist naß und glänzt vom Regen.

„Guten Abend, Vater!"

„So, Bueb, träumst wieder! Du wirst noch ein Gelehrter oder gar ein Pfarrer. Aber hoffentlich wirst ein Bauer. Der gilt mehr als hundert Studierte zusammen... Ja, Rös, weil wir grad dran sind, ich möchte mit dem Bueb reden!"

Die Rös weiß, was der Vater mit diesen Worten sagen will. Sie steht auf und geht.

„So, Bueb, sitz da zum Tisch!"

Der Vater stemmt den linken Arm auf den Schiefertisch und streicht mit der rechten Hand übers Haar. Die hellgrauen Augen blitzen streng aus dem bärtigen Gesicht heraus — als könnte er mit ihnen etwas erzwingen, das man mit Worten nicht kann.

„Hör', Bueb, 's ist bald ein Jahr her, daß die Mutter gestorben ist. Ich hab' der Mutter versprochen, daß du was Rechtes wirst. Jetzt bist deine siebzehn Jahre alt. Also, Bueb, was willst werden? Gelt, ein Studierter!"

Da sage ich stark und bestimmt: „Nein, Vater, ein Studierter möcht' ich nicht werden, ich möcht' ein Bauer sein; aber ich möcht' dabei schreiben und lesen können!"

„Was schreiben..."

Der Vater sagt es halb erstaunt und halb ärgerlich.

„Ja, so Bücher möcht' ich halt gerne schreiben, Vater. So Bücher, wie sie die Leni mir zum Lesen gibt! Probieren möcht' ich's!"

Der Vater lacht.

„Bücher schreiben möcht'st du, Bueb, Bücher schreiben? Ha — ha... So studieren, so träumen und faulenzen... Und daneben würd'st das Vieh verhungern lassen, hä!"

„Zum Vieh kann man doch Sorg haben, Vater!" Und dann fahre ich rascher und heftiger fort: „Ich möchte nicht sein wie die meisten Wildenmatter! Wie ist's mit Gnippers Heinrich vom Mittelweg! Er hat schönes Vieh, 's ist wahr. Bei dem kommen halt die Tiere zuerst, dann das Saufen und Jassen, und zuletzt kommt 's Weib. Ein Scheinheiliger ist er! Er tut, wie wenn er sich um seine Kinder und das Weib kümmern würde, und läßt sie doch halb verhungern..."

„Soä, bist fertig?" Und der Vater lacht; aber es ist ein erzwungenes Lachen: das Blut steigt ihm ins Gesicht. „Du nimmst 's Maul arg voll, Bueb! Das mit dem Gnipper ist verlogen. Der ist ein braver Mann. Gemeinderat ist er, beim Tonnder, wie kannst du so reden!"

„Nein, Vater, ich lüge nicht, 's ist so!"

„Jetzt halt 's Maul, du Tonnder!"

Er schlägt die Faust auf den Tisch. Aber dann wird er plötzlich ruhig und sagt: „So, Bueb, wir reden nicht mehr miteinander! Mach, was du willst! Zum Pfarrer hättest 's Zeug, das muß man dir lassen!"

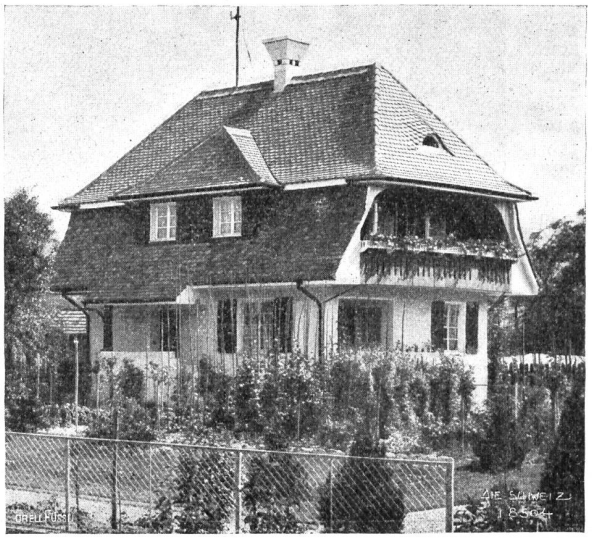
Dann ruft er laut: „So, Rös, wir sind fertig!"

Die Rös hat an der Tür gehorcht. Ich sehe es ihr an. Und ich weiß, daß sie mir recht gegeben hat. Sie schaut mich immer an und nickt mit dem Kopf dazu. Der Vater liest im Brühlauer Blatt. Ich stütze die Arme auf den Tisch und denke an das Weib des Gnipper. Sie hat ein blasses feines Gesicht. Es ist so etwas Liebes darin. Man weiß nur nicht gleich, wo man es suchen soll. Ueberhaupt, sie hat etwas von der Mutter. Das gleiche Lächeln...

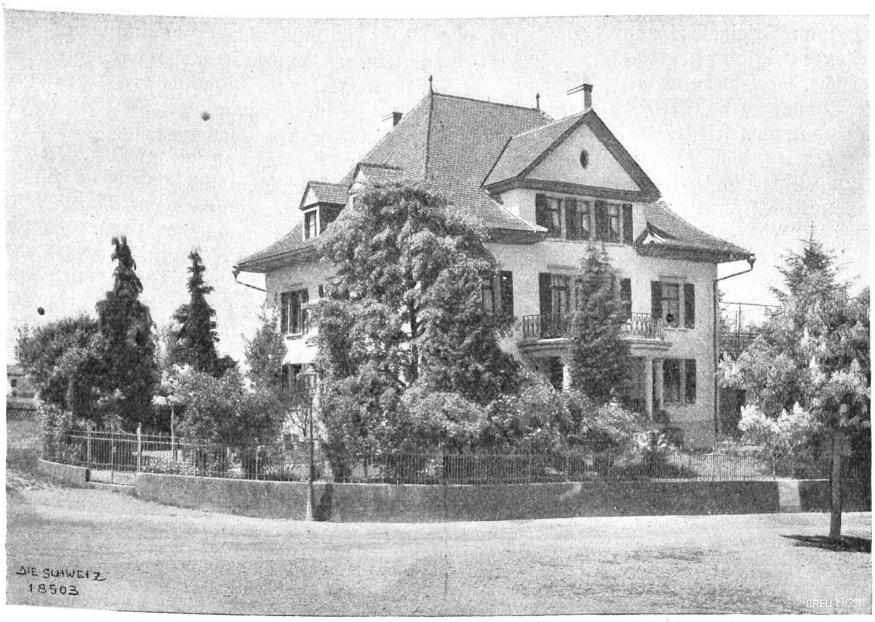
7.

Der Herbst ging vorüber. Es waren Tage, die nicht viel Lärm machten. Sie waren müde. Die Sonne hielt sie noch wach, sonst wären sie in ihrem Schweigsamsein erstorben. Die Berge waren von seltener Klarheit. Sie leuchteten immerfort und wußten nichts von der Müde des Lebens. Die Wildenmatter suchten sich in den Wäldern das Holz aus und begannen es abzuschlagen. Die Frauen kauften im Dorfkonsum tüchtig ein, vor allem Dinge, die im Winter nicht leicht zu beschaffen sind. Der Vater zog mit dem Friedel ins Holz. Ich mußte die Tiere füttern, die zwei jüngsten Kälblein tränken und Mist ausführen.

Der Herbst ging vorüber.



Knell & Bällig, Zürich. **Kleinbürgerhaus in Aarburg**
mit fünf Zimmern für Fr. 16,000.



A. Brenner & W. Stutz, Frauenfeld. Wohnhaus von Regierungsrat Kreis in Frauenfeld (nach dem Umbau). Phot. Ph. u. E. Link, Zürich.

Am Todestag der Mutter waren wir auf dem Friedhof, der Vater, die Rös und ich.

Die Blumen im Garten verblühten...

Der Winter ist da. Weihnachten ist heute. Ein bissiger Wind fährt draußen herum. Bäche und Wiesen sind hart gefroren. Schnee liegt noch keiner. Die Rös hat an ein Bäumlein fünf Kerzen gesteckt. Ich wollte gerade fünf haben. Der Vater ist mit dem Friedel ins Wirtshaus gegangen. So sind wir zwei allein. Die Rös sitzt in einer Ecke. Sie hat die Hände wie zum Beten ineinandergelegt und weint leise vor sich hin. Die fünf Kerzlein brennen lustig. Das eine gehört der Mutter, das andere dem Vater, das dritte der Rös, das vierte dem Friedel und das letzte mir selber...

Die Kerzlein brennen lustig.

Draußen klopft es. Ich gehe die Stiege hinunter und mache auf. Es sind der Vater und der Friedel. Der Vater muß den Friedel stützen. Der ist betrunken. Er wankt zur Tür herein.

„So — ihr habt 's Fest heut!" lallt er. „Schön — schön..."

Er taumelt näher. Da kommt er mit den Kleidern dem Bäumlein zu nahe. Das wackelt und fällt um. Die Lichter verlöschen. Der Vater lacht. „Schade ist's nicht um das armselige Ding da!" meint er.

Die Rös geht hinaus. Ich stehe in der Stube und kann nicht fort. Ich drücke die Zähne aufeinander. Ich hätte den Vater und den Friedel schlagen mögen ... Aufs Blut!

Bald ist Neujahrstag. Im „Tell" unten wird zum Tanz aufgespielt. Ich habe Bläckers Anna vom Oberdorf das Tanzen versprochen. Aus lauter Trotz! Die daheim sollen sehen, daß ich mich auch lustig machen kann ...

(Fortsetzung folgt).

Dramatische Rundschau I.

Richard Strauß' „Ariadne auf Naxos" im Zürcher Stadttheater.

Die Art, wie seit Erscheinen der „Salome" jedes neue Bühnenwerk von Richard Strauß an die Oeffentlichkeit gebracht wird, hat etwas Ungesundes. Gewiß kann man es dem Verleger nicht verargen, wenn er mit allen Mitteln das Interesse für ein neues Werk von Strauß zu steigern sucht; statt daß er aber durch eine frühzeitige Herausgabe des Textbuches und des Klavierauszuges dem Interesse entgegenkommt, hält er es durch unkontrollierbare, hin und her dementierte Zeitungsnotizen hin, Sensationserwartungen werden bezweckt, auf die dann nur zu leicht eben der Rückschlag folgt, dem das Werk mit seinen Qualitäten selbst für die nächste Zeit nicht immer erfolgreich zu widerstehen vermag.

Die durch diese Aufmachung beeinflußten, einander gewöhnlich schroff gegenüberstehenden Urteile haben nach dem halb literarischen, halb musikalischen Charakter des Werkes, „Ariadne auf Naxos", zu spielen nach dem „Bürger als Edelmann" des Molière, eine neue Gruppierung erfahren. Früher stritt man sich für und wider die Musik, diesmal spielt man nun Oper und Lustspiel gegeneinander aus. Die einen halten Molières „Bourgeois gentilhomme" überhaupt für veraltet und möchten die eigentliche Oper „Ariadne auf Naxos" von ihm, selbst von dem in sie eingeschobenen Intermezzo „Die ungetreue Zerbinetta und ihre vier Liebhaber" losgetrennt wissen, die andern bedauern, daß Molières klassisches Lustspiel durch diese Uebersetzung an Feinheit des Stils, durch

Knell & Bäßig, Zürich. Landhaus in Zollikon, Ansicht vom See. Phot. H. Wolf-Bender, Zürich.